

tion. Dabei handelt es sich zum einen um Darlegungen zu den jeweils besonders gear- teten Entfaltungen des Lutherischen in den verschiedenen Kulturräumen der Welt und zur Aufgabe des Lutherischen Weltbundes, der die Einheit des Lutherischen Erbes zu gewährleisten hat. Zum anderen geht es um eine Erinnerung an die großen Gestalten der Theologie, die die Einsichten und Entscheidungen Martin Luthers in neuzeitlichen Verstehensformen aufgenommen und fortentwickelt haben: Karl Holl, Emanuel Hirsch, Paul Althaus, Werner Elert, Heinrich Bornkamm, Gerhard Ebeling u. v. a. m. So bietet das Lexikon in ausgiebiger Weise einen Einblick in das Ganze der lutherischen Kirche und der lutherischen Theologie – von den Ursprüngen bis in die Gegenwart. – Im Anhang finden sich u. a. auch ein chronologischer Überblick zu Luthers Leben sowie eine Zusammenstellung der wichtigsten Internetlinks zu Martin Luther.

Das Luther-Lexikon ist eine sehr gelungene Präsentation dessen, was die aus der Reformation lutherischer Prägung hervorgegangene lutherische Welt in all ihren Dimensionen ausmacht. Es ist zu wünschen, ja, es darf erwartet werden, dass es in den ökumenischen Gesprächen, deren Dringlichkeit unbestritten ist, immer wieder konsultiert wird. W. LÖSER SJ

### 3. Systematische Theologie

VERWEYEN, HANSJÜRGEN, *Ist Gott die Liebe?* Spurensuche in Bibel und Tradition. Regensburg: Pustet 2014. 207 S., ISBN 978-3-7917-2587-1.

Das vorliegende Werk des bekannten emeritierten Fundamentaltheologen von Freiburg trägt einen etwas irreführenden Untertitel. Denn über weite Passagen geht es hier weniger um die Frage, wo in Bibel und Tradition „Spuren“, also positive Hinweise, dafür gegeben sind, dass Gott die Liebe und nichts als die Liebe ist (davon handelt fast nur der Schlussteil), sondern eher um das Problem, wie Gott die Liebe sein kann, wenn er z. B. von Abraham verlangt, Isaak zu opfern und damit „skrupellos den grässlichsten aller Morde zu gebieten scheint“ (31), oder wenn er „kriegslüstern“ von Israel die totale Vernichtung ganzer Völker verlangt oder wenn er in der Apokalyptik als Weltenrichter schreckliche Rache an seinen Gegnern nimmt. Die sich damit stellenden Probleme sind in der Tat von höchster Wichtigkeit, zumal Verf. immer wieder unterstreicht, einen welch verheerenden Einfluss das Bild eines machtbesessenen Gottes wirkungsgeschichtlich auf die folgende abendländische Geschichte genommen hat: Die christlichen Kaiser „verstanden ihre Herrschaft als Wiederaufnahme des von Gott eingesetzten Königums Davids [...] und nahmen konsequenterweise das von Gott übertragene Recht zu brutaler Kriegsführung gegen die Feinde des wahren Glaubens für sich in Anspruch“ (42). Um entscheidende Glaubensfragen geht es also in diesem Buch. Nur: Sie werden m. E. nicht beantwortet. Das in vielen biblischen Texten aufscheinende Bild eines grausamen Gottes wird vom Verf. zwar in Balance gesetzt zu anderen, gegenteiligen Aussagen, bzw. es wird relativiert durch deren Einordnung in einen bestimmten zeitgeschichtlichen Horizont (z. B.: „Die Frage nach einem ‚kriegslüsternen Gott‘ bezog sich im Wesentlichen auf Texte, die während des Exils in der Absicht verfasst wurden, den Zusammenbruch der davidischen Dynastie theologisch zu bewältigen“ [44], oder: Durch den Befehl, die Bewohner des Israel verheißenen Landes völlig zu vernichten, will Gott „das von ihm erwählte Volk vor der Verführung zu [...] polytheistischen Praktiken und damit vor dem Bruch des mit ihm [...] eingegangenen Bundes bewahren“ [123]), oder es wird minimalisiert durch Hinweis auf deren Randständigkeit bzw. auf deren spätere Redaktion (Beispiel: Erst ein exilierter Redaktor „hat bei der Redaktion bzw. Ergänzung früherer, weniger blutrünstiger Schilderungen die Landnahme zu einer völligen Vernichtung der dem göttlichen Plan entgegenstehenden Mächte umgestaltet“ (36). All dies ist gewiss zutreffend. Aber damit ist doch die hermeneutische Grundfrage nicht gelöst, wie mit diesen Texten, die zur Heiligen Schrift gehören, also „Wort Gottes“ sind, umzugehen ist und wie sie (als Wort Gottes) zu vermitteln sind mit Aussagen

über Gott als „Liebe“. Das Gleiche gilt auch von den mindestens in das Danielbuch und die Johannesapokalypse eingedrungenen apokalyptischen Vorstellungen, deren „verheerender Einfluss“ (14) die Frage aufwirft, „ob die Rede von einem Gott, der seinem ganzen Wesen nach Liebe ist, aufgrund der Prägung des christlichen Glaubens durch apokalyptisches Denken nicht so grundlegend verstellt ist, dass sie letztlich ungläubwürdig erscheint“ (121). Aber Dan und Offb gehören nun einmal zur (inspirierten) Heiligen Schrift. Wie also damit umgehen? Die betreffenden Aussagen müssen doch „etwas bedeuten, sonst stünden sie nicht im Kanon an so prominenter Stelle“, wie z. B. auch Jan Assmann (Monotheismus ohne Mose?, in: Die Gewalt des einen Gottes, Berlin 2014, 117–123; 117) herausstellt. Eine zufriedenstellende Antwort auf diese hermeneutische Grundfrage habe ich im vorliegenden Werk nicht gefunden.

Überzeugend ist dagegen der letzte Teil des Werkes über den „Gott des Hoseas“ und den „Gott Jesu Christi“. In beiden Kapiteln wird die „Torheit“ der Liebe Gottes thematisiert, die alles menschliche Denken und Vorstellen übersteigt. Vor allem die Abschnitte über den sog. „Sühnetod Jesu“ (z. T. in Auseinandersetzung mit Rahner, Ratzinger und v. Balthasar) sind wahre „Kabinettstückchen“, um derentwillen allein sich schon die Lektüre des Werkes lohnt. In diesem Schlussteil vertritt der Autor die These, dass Jesus zwar nicht „Lösegeld“ für unsere Sünden ist (eine Auffassung, die allzu leicht ein entstelltes Gottesbild zur Voraussetzung hat), wohl aber, dass er „für unsere Sünden“ gestorben ist, insofern in seinem Todesschrei, d. h. „im Schrei des vom Nein gegen seine Botschaft der Liebe zertretenen Sohnes [ ] Gott das wahre Bild seiner von der Lieblosigkeit der Menschen bis ins Mark verwundeten Liebe offenbaren“ konnte (188). Ein „Nachwort: Ewige Hölle?“ beschließt das trotz seiner Grenzen höchst wichtige und deshalb empfehlenswerte Buch.

G. GRESHAKE

HOFFMANN, VERONIKA, *Skizzen zu einer Theologie der Gabe*. Rechtfertigung – Opfer – Eucharistie – Gottes- und Nächstenliebe. Freiburg i. Br. [u. a.]: Herder 2013. 584 S., ISBN 978-3-451-30696-9.

Veronika Hoffmann, bereits bekannt als Herausgeberin des Sammelbandes „Die Gabe. Ein Urwort der Theologie?“, Frankfurt am Main 2009, legt im Rahmen des DFG-Netzwerkes „Gabe – Beiträge der Theologie zu einem interdisziplinären Forschungsfeld“ eine umfassende Studie (Habilitationsschrift) zu verschiedenen Anwendungsbereichen des Gabe-Modells vor. Aufgrund der konfessionsverbindenden Perspektive wurde die Arbeit von der Dr. Kurt-Hellmich-Stiftung zur Förderung der ökumenischen Theologie 2013 mit dem ersten Preis ausgezeichnet. Die Studie ist aufgeteilt in I. Gabetheoretische Grundlegungen, die „Theorien der Gabe in Sozialwissenschaften, Philosophie und Theologie“ umfasst (27–283), und II. Gabetheologische Arbeitsfelder (285–546). Es folgen ein reichhaltiges Literaturverzeichnis und ein Personenregister. Bereits die Einleitung weist darauf hin, dass die „Gabe“ inzwischen ein weit gespanntes interdisziplinäres Forschungsfeld entfaltet, von dem die Theologie nur profitieren, dem sie aber ihrerseits viel zurückgeben kann. Die gabetheoretische Umschau (27–109) von Teil I beginnt mit sozialwissenschaftlichen Theorien. Hiernach stellt die Gabe ein „totales gesellschaftliches Phänomen“ dar. Sie umfasst Dimensionen des sozialen Lebens in Religion, Recht, Ökonomie, Verwandtschaft etc. (M. Mauss, Godelier, Caillé, Bourdieu) (30–76), die von Tausch und Geschenk bis zum Opfer reichen.

Jean-Luc Marion gilt neben Derrida als der prominenteste Vertreter philosophischen Gabedenkens. Marion übersetzt Husserls phänomenologische „Gegebenheit“ mit „donation“, was der Absicht Marions zufolge dynamisch mit „Gebung“ wiedergegeben werden muss – ein Begriff, der die weiteren philosophischen und theologischen Analysen zum Prozess der Gabe tragen wird (aufgrund der metakategorialen Trias Sein – Werden – Geben) (91–100). „Donation“ verbindet pragmatisch Einseitigkeit wie auch Wechselseitigkeit des Gabevorgangs (106). Zumal: „Es gibt offensichtlich Gabepraktiken, die mehr mit den gebenden Personen und ihren Beziehungen zu tun haben“ als mit dem gegebenen Ding. Der Gabevorgang hat eben weniger die „Bedürfnisbefriedigung“ des Empfängers als den Ausdruck von Wertschätzung durch den Geber zum Ziel (107) und überwindet in der Anerkennung die bloße Äquivalenz der Gabe (ebd. 192f.). Mit